

# «Ich wäre eigentlich lieber Schriftsteller»

Der Frauenfelder Filmmacher Beat Oswald hat einen Film über ein Luxus-Altersheim gedreht - und es damit auf Netflix geschafft.

Judith Schönenberger

**Im Thurgau war vor kurzem ein Wolf unterwegs, Sie drehen zu diesem Thema gerade einen Film im Tamilnata. Was fasziniert Sie daran?**

Beat Oswald: Wildnis muss man in der Schweiz aktiv suchen, wir sind ja sehr zivilisiert. Jetzt kommt aber nach und nach das Raubtier Wolf zurück. Die Frage ist, wo diese Wildnis noch Platz hat, nicht nur in der Natur, auch in der Gesellschaft und im Individuum. Wir Schweizer sind oft sehr angepasst, dabei haben wir wahrscheinlich alle eine animalische Seite in uns.

**Wie leben Sie Ihre wilde Seite aus?**

Vorwiegend beim Sport - ich spiele Eishockey - und bei Konzerten. Ich höre sehr gerne Hardcore- und Rockmusik.

**Waren Sie früher wilder?**

Ja, früher hatte ich in mir eine grosse Wut auf alles, auf die ganze Welt. Ich lebte nach dem Motto: Jetzt zeige ich euch mal, wie das richtig geht. Ich spielte in einer Band, wir haben exzessiv Musik gemacht und es waren auch Drogen und Alkohol im Spiel. Mit 24 hatte ich dann einen Hörsturz und Panikattacken. Da brauchte ich komplette Ruhe, ich verzichtete auf alle Suchtmittel und begann mit Yoga - sehr klischeehaft, aber es half. Ab da wurde ich vorsichtiger.

**Dieses Jahr werden Sie vierzig. Macht Ihnen das zu schaffen?**

Nein, diese destruktiven Energien von früher vermisse ich gar nicht. Dazu gibt es hier und da noch Anknüpfungspunkte wie den Sport oder die Musik und das reicht auch.

**Sie haben während einhalb Jahren den Film «Golden Age» in einem Luxus-Altersheim in Florida gedreht. Was haben Sie dabei über das Älterwerden gelernt?** Ich denke, mein Blick auf das Alter ist weniger verklärt und realistischer. Ich habe vor allem gemerkt: Man muss sich Sorge tragen und aufpassen, dass man nicht zynisch oder griesgrämig wird. Das schafft man, wenn man lachen kann und sich selbst nicht zu ernst nimmt.

**Wie möchten Sie älter werden?**

Wie mein Grossmutter, sie ist als Erste in der Danksagung des Films «Golden Age» erwähnt. Sie hat fast bis zum Schluss ihres Lebens daheim gewohnt und ist ihren Idealen immer - auch auf dem Sterbebett - treu geblieben.

**«Golden Age» ist jetzt auf Netflix zu sehen. Was ist das für ein Gefühl?**

Ich bin sehr erstaunt darüber. Es ist der Verdienst der Distributionsfirma First Hand Films



«Im Kino kann man dem Publikum mehr zumuten», sagt Beat Oswald. Er engagiert sich im Trägerverein des Frauenfelder Kinos «Cinema Luna».

Bild: Ralph Ribl

GmbH, die sich hier wirklich ins Zeug gelegt hat.

**Hat es Sie auch gefreut?**

Ja klar, auch wenn damit natürlich viel Pressearbeit einhergeht. Eigentlich liegt mein Fokus auf dem Filmemachen, die Selbstdarstellung in Interviews verunsichert mich. Das muss ich erst besser einordnen lernen. Ich versuche einfach, authentisch und mich selbst zu bleiben.

**Gibt es auch Momente, in denen Sie die Selbstdarstellung geniessen?**

Ja, die gibt es auch. Ich glaube, Kurt Cobain hat einmal gesagt, dass niemand eine Band gründet, um anonym zu bleiben. Das ist sicher wahr und gilt wohl für alle Künstler. Bei «Golden Age» war es mir sehr wichtig, mit dem Film Teil des öffentlichen Kunstdiskurses zu werden.

**Machen Sie mit dem Netflix-Deal das grosse Geld?**

Nein, das sicher nicht. Netflix zahlt einen vierstelligen Betrag. Das ist, wie mir die Distributionsfirma gesagt hat, ein fairer Preis, aber mehr nicht.

**War es von Anfang an Ihr Ziel, mit dem Film bei grossen Streamingdiensten zu landen?**

Nein, überhaupt nicht. «Golden Age» ist mein erster grosser Film. Ich wusste, dass das Altersheim als Drehort Potenzial hat, aber hatte keine weiteren

Erwartungen. Im Nachhinein ist es lustig, denn im Altersheim fragten mich die Bewohnerinnen und Bewohner immer: «Is it gonna be on netflix?», also «Wird der Film auf Netflix sein?». Und ich antwortete immer: «No way!», also «auf keinen Fall». Tja.

**Was ist Ihnen lieber: Kino oder Netflix?**

Auf jeden Fall Kino. Ich schaue zwar selbst auch Netflix, aber im Kino ist der Mensch aktiver. Er geht extra ins Kino, bezahlt Eintritt. Das ermöglicht eine ganz andere Beziehung zwischen Film und Publikum. Kinobesucher sind oft mündiger und differenzierter, man kann ihnen mehr zumuten. Auch cineastische Stilmittel wie etwa Stille kommen im Kino ganz anders rüber als auf einem Laptop.

**«Jetzt zeige ich euch mal, wie das richtig geht.»**

Beat Oswald  
Filmmacher aus Frauenfeld

**Spüren Sie Druck, dass der nächste Film genauso erfolgreich sein muss?**

Jein. Klar ist damit eine Art Messlatte gesetzt. Ich will mich weiterentwickeln. Aber ich habe bei «Golden Age» erleben können, dass die 90 Filminuten am Schluss beinahe unbedeutend sind im Vergleich zur dafür aufgewendeten Zeit. Die fünf Jahre gelebtes Leben sind sich selbst wert. Mein Fokus liegt auf dem Prozess des Filmemachens und das Endprodukt schöpft seine Stärke dann hoffentlich aus dieser Energie.

**Gibt es einen Moment, der Ihnen von den Dreharbeiten von «Golden Age» besonders in Erinnerung geblieben ist?**

Die Zeit am Strand mit meiner Familie. Und natürlich die Aufregung, die ich verspürte, weil

**Über den Filmmacher**

Beat Oswald wuchs in Aadorf auf und lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Frauenfeld. Er besuchte das Lehrerseminar in Kreuzlingen und studierte danach Ethnologie und Publizistik in Zürich. Heute ist er Mitinhaber einer Produktionsfirma und dreht Dokumentarfilme; 2019 den Film «Golden Age» über ein Luxus-Altersheim in Florida. Sein neuer Film «Tamina - Wann war es immer so?» soll 2023 ins Kino kommen. Der 39-Jährige ist Präsident des Trägervereins des «Cinema Luna» in Frauenfeld. (sju)

ich zum ersten Mal einen eigenen Film drehte. Als ich ins Flugzeug nach Florida stieg, fühlte ich mich wie Leonardo DiCaprio an Bord der «Titanic». Da geht es ja auch um das Aufbrechen eines jungen Mannes. Die erste Hälfte dieses Films könnte ich immer wieder schauen.

**Ist «Titanic» Ihr Lieblingsfilm?**

Nicht wirklich. Ich bin selbst kein Filmnarr und schaue selten Filme. An Filmfestivals bin ich froh, wenn ich mich ins Hotel zurückziehen und ein Buch lesen kann. Ich wäre eigentlich lieber Schriftsteller.

**Und warum sind Sie Filmmacher?**

Na ja, jetzt habe ich mir halt schon einen Ruf als Filmmacher aufgebaut. Nein, im Ernst: Die Filmkunst fasziniert mich als Ausdrucksmittel, weil sie viele Sinne anspricht. Deshalb ist es so interessant, damit zu arbeiten. Das finde ich toll. Ausserdem ermöglicht mir mein Beruf ein tolles Leben: Ich durfte dank meiner Arbeit schon in Grönland und Florida leben. Aber Schreiben ist für mich einfach die beste Art, um über die Welt nachzudenken. Beim Schreiben kehrt Ruhe in mir ein, beim Filmemachen bin ich unruhig.

**Warum?**

Bis zum Moment, wo ich «Stopp» sage und der Film abgeschlossen ist, weiss ich nie wirklich, woran ich bin. Du weisst beim Drehbuchschreiben nie, ob du die Aufnahmen so

hinkriegst, wie du sie willst. Wenn du die Aufnahmen hast, weisst du nie, wie sie dann einsetzbar sind. Dann kommt die Musik dazu, die wieder alles verändern kann. Beim Filmemachen gibt es ganz viele Komponenten, die sich gegenseitig beeinflussen. Beim Schreiben hingegen sehe ich sofort, was ich erschaffe.

**Wie sind Sie Filmmacher geworden?**

Ich habe mich während meines Studiums für visuelle Anthropologie interessiert und rutschte so rein. Der erste Film, bei dem ich mitwirken durfte, war «Weisser Horizont», gedreht in Grönland von meinem Sandkastenfreund Humbi Entress. Da hat es mir den Ärmel reingezogen.

**Florida ist Ihre zweite Heimat. Ist Auswandern ein Thema?**

Nein. Ich durfte in den vergangenen Jahren viel Zeit in den USA verbringen. Ich ging dort zur Schule, arbeitete und reiste umher. Auch sonst war ich viel auf der Welt unterwegs. Über die Jahre habe ich aber festgestellt, dass ich kein tiefreichendes Bedürfnis habe, mich einer anderen Kultur existenziell anzunähern. Für mich scheint es wertvoller, Teil der Kultur zu sein, in der ich geboren und sozialisiert wurde. Auch im Umgang mit den Mitmenschen und vor allem Freunden fühle ich mich wohler, wenn ich in der Schweiz bin. Durch die gemeinsame Sprache kann ich mich mit «den Meinen» gekonnter auseinandersetzen.